

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 13 (1939)

Artikel: Erlebtes aus vergangenen Tagen
Autor: Kaeslin, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571378>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erlebtes aus vergangenen Tagen

Wenn zu Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts ein Marauer Bub sich vom Wächter die Erlaubnis ausbat, auf den obern Turm zu steigen, so bot sich ihm



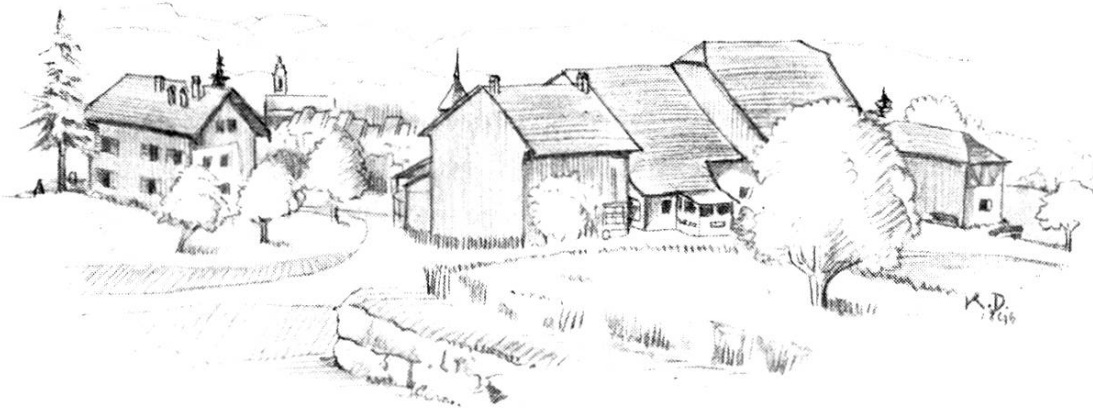
Alter Kirchgarten

ein anderes Bild, als wir's heutzutage von oben erschauen: Die Stadt mehr in sich geschlossen, die Straßenzeilen, die sie über sich hinausgetrieben hatte, viel kürzer, die ganze Ansammlung von Gebäuden noch richtig in's Gefilde eingebettet. Glitt der Blick des Knaben über die Kettenbrücke, so fand er an derjenigen nach Rüttigen jenseits des Gasthauses zum Kreuz nur vereinzelte Häuser: in Bäumen halb versteckt den alten Kirchgarten, weiter

gegen den Rombach vorgeschoben das jetzige Kochsche Gut, das damals einem Herrn Bircher gehörte, der als Großkaufmann in Kairo lebte; dann am Rand der Straße rechts das Haus des Herrn Fürspreh Blattner. Dann weiße Straße bis zur Mauer der sogenannten Baumschule des Herrn Zimmermann. Am Hungerberg die Blumenhalde, stattlich gedeht wie heute. Darüber in Einsamkeit über den Matten und unter dem Tannenwald das Gasthaus zum Alpenzeiger, jetzt Kuranstalt für Diakonissinnen, mit einem schönen Wirtschaftsgarten davor. An der Erlinsbacher Straße die verstaubten Gebäude der nun lange schon abgerissenen Kleinerschen Zementfabrik in der Nähe des Schlittschuhweihers. Nachher kein Haus bis gegen die Straßenhöhe hin. Aber drüber am Hange des Hungerbergs Nebstück an Nebstück mit weißen Häuschen, in denen es zur Zeit der Weinlese hoch herging; einige davon stehen ja heute noch über den nutzlos gewordenen Mauern, welche den Hang abtreppen. Die Aarestraße von der Brücke aus ostwärts gab es nicht; und die ganze Telli war grünes Feld mit vereinzelt Fabrikaminen. Die Laurenzen-Vorstadt erstreckte sich mit den gleichen stattlichen Häusern wie jetzt — Sauerländergut, Säulenhause und Feersches Gut — bis nach der „alten Taubstummenanstalt“ hin. Aber der Blick des vom Turme Spähenden verlor sich rechter Hand in den Bäumen des Parkes, der sich noch ungeteilt zwischen dem erwähnten „alten Gut“ und dem in englischer Gotik erbauten Hause des Herrn Nationalrat Feer-Herzog breitete. Es gab weder die Feerstraße noch das Gewerbemuseum, in welches freilich das alte Feerhaus eingebaut worden ist, noch die Kantonsschule. Diese Anstalt war damals in dem Gebäude an den Ecken der Casino-Straße und der Laurenzenvorstadt untergebracht, das jetzt zu einer Art von Amtshaus geworden ist.

Am auffälligsten unterschied sich das damalige Aarau vom heutigen in der Richtung nach Süden und Südwesten. Im ganzen Zelgli ein einziges hervorragendes Gebäude, die sogenannte Wal-

tersburg, wo Landwirtschaft getrieben wurde. Nach der Echolinde zu wandern, das galt damals schon als ein tüchtiger Spaziergang. Folgte man dem Pfade dahin, so kam man oberhalb des Platzes, wo jetzt der Zelglihof steht, an eine Stelle, wo gewöhnlich etwas



Walthersburg

Zeichnung von Karl Dubs

Wasser aus der Matte über den Weg sickerte: dort waren an schönen Sommertagen Duzende von „Bläulingen“ zu sehen, die sich tränkten. Und wenn wir am Graben uns tummelten, so erschwang sich an schönen Tagen immer wieder gelegentlich ein Schwalbenschwanz oder ein Pfauenauge oder gar ein Trauermantel vom Gesilde her über die Platanenkronen; diese schönen Gäste pflegten aber schon ganz oben an der Allee Kehrt zu machen, und wir folgten ihnen im Blauen, bis sie über den Häusern des Ziegelrains verschwanden.

Aber das war nicht das einzige Bunte, das wir zu sehen bekamen: waren doch die Soldaten von damals noch nicht in die Farblosigkeit der heutigen Uniformen getaucht. Oft haben wir die Artilleristen mit ihren frackartigen blauen Waffenröcken angestaunt, in deren Schöße rote Bomben eingewoben waren. Ihre riesigen Kübel-Eschafos stachen in unvorteilhafter Art ab von den

lackierten breiten Hüten der Schützen mit dem Busche von grünen Hahnenfedern. Nicht zu reden von den Kavalleristen mit ihren malerischen Naupenhelmen. Diese waren offenbar schwer; wenigstens habe ich selten einen Reiter den Kopf drehen sehen. Es lag eine wirkungsvolle Erhabenheit über solch einer Schwadron. Man wird nicht sagen können, daß dem Auge später Besseres geboten worden sei: die Kopfbedeckung mit dem Rasierpinsel, die man unsern armen Reitern nachher aufsetzte, dürfte zum weniger Geschmackvollen gehören, was in bezug auf militärische Bekleidung erfunden worden ist. Besonders schön waren die „Guiden“, die es damals als eine Sondertruppe innerhalb der Kavallerie gab: lauter wohlhabende junge Herren, viele darunter aus Basel und Zürich; es wurde behauptet, daß jeder davon, auch die noch nicht zum Offiziersrang Aufgestiegenen, einen eigenen Bedienten mitbringe. Sicher ist, daß Herr Wettler im Ochsen gute Zeiten hatte, wenn diese Truppe einrückte. Der Ochsen, der an der Ecke der Laurenztergasse und des Schloßplatzes stand: was für ein richtiger Kleinstadtgasthof war das mit seinen niedrigen Wirtschaftsräumen und dem viereckigen Hofe, um den in der Höhe des ersten Stockwerks eine Holzlaube lief! Dazu noch eine Herkulesstatue, die sich über den Granat- und Oleanderbüschen erhob. In jenem Gasthause haben sich die vornehmen Besucher, die da abstiegen, ebensowohl gefühlt wie die schlicht-ländlichen. Bei jenen denke ich unter anderm an die fremden Künstler, die auf Betreiben meines Vaters Musikdirektor Eusebius Kaeslin in den Konzerten auftraten: Joseph Joachim, Pablo de Sarasate, Hans Huber, Fräulein Amalie Kling, die unvergleichliche Altistin ußf. Viele Besucher von Rang freilich waren auch Gäste des Herrn Obersten Emil Rothpletz im benachbarten Schloßli. Dieser war ein kunstverständiger Mann, selber ein Maler hohen Ranges unter den Dilettanten. Ob Böcklin, dessen „Muse des Anakreon“ auf seine Anregung hin für das Aarau Museum erworben worden ist, bei Rothpletz gelegentlich zu Besuch war, weiß ich

nicht. Mit Bestimmtheit glaube ich es annehmen zu dürfen in Bezug auf Stäbli und Buchser.

Der Graben und die andern Gassen der Stadt gehörten sozusagen den spielenden Kindern. Es bestand wenig Gefahr, daß wir unter rasch hinrollende „Equipagen“ gerieten, wie man damals herrschaftliche Fuhrwerke nannte. Wenige Aarauër „roulaient carrosse“. Denn wenn es auch sehr wohlhabende Leute gab, so waren doch die Glanzzeiten der Weberei vorüber, wie denn die Hunzigerschen Fabriken am Stadtbach unterhalb der Laurenzen-Vorstadt zu Wohnungen kleiner Leute geworden waren. Ich erinnere mich vor allem einer solchen Kutsche, derjenigen des Herrn Feer-Herzog. Das war aber dann etwas: nie in meinem Leben habe ich Rappen ihre Beine so stolz heben und so niederstampfen sehen wie die vor jenem Wagen. — Eine „Gefahr“ drohte uns freilich beim Spielen in den Gassen: diejenige in den Stadtbach zu fallen, der in der Rathausgasse, der Pelz- und Metzgergasse, dem Färbergäßlein, und wo noch unbedeckt durchlief. Alle machten mit diesem Wasser des öftern Bekanntschaft, und es schadete nichts — abgesehen von den darauf folgenden Strafpredigten mit Hausarrest.

Aber ich muß nochmals auf die Soldaten zu reden kommen, die uns Knaben mehr beschäftigten als alles andere. Man darf denn doch die Militärmusik nicht vergessen! Da zog sie über den Graben nach dem Schachen, neben ihr mit kleinen Schritten einhergehend der Herr Musikmeister Knoch, ein kleiner bebarteter Herr. Was sie spielten, war oft auch seiner kompositorischen Phantasie entsprungen. Ich erinnere mich eines Marsches, der mehr kräftig als schön anhub, der aber einen gesanglichen Mittelteil hatte. Später bin ich dahinter gekommen, daß er aus einem Nocturne von Chopin stammte. Bei der kurzen Dienstzeit von damals durfte man auch von der Militär-Musik nicht „Höchstleistungen“ verlangen, wie man heute sagt. Es wurde denn auch behauptet, ein fremder Offizier, der einem Truppenzusammenzug

beimohnte, habe an einen unsrer Herrn Obersten mit maliziösem Lächeln die Frage gerichtet: „Wissen Sie, worvor wir uns am meisten fürchten würden, wenn wir das Unglück hätten, in einen Krieg mit der Schweiz verwickelt zu werden? — Vor Ihrer Militärmusik.“ Als einmal ein Trompeter vor der Infanteriekaserne ein Signal von sich gab und sich dabei „überschlug“, unterbrach der unvergeßliche Professor Heinrich Ganter seinen mathematischen Unterricht und sagte in seinem lustigen Badenser-Deutsch: „Und konnt’ ers auch nicht ordentlich blasen, so blus er es doch einigermassen.“

Der Philosoph Friedrich Paullen, selber aus dem Dorfe Langenhorn in Nordfriesland gebürtig, hat in einem schönen Aufsatze dargetan, auf wie gesunde Art der junge Mensch, der auf dem Lande aufzuwachsen das Glück hat, mit den wesentlichen Dingen der Natur und des menschlichen Lebens in Beziehung gebracht wird. Eine Kleinstadt, wie das damalige Aarau — es zählte nicht viel mehr als sechstausend Einwohner — bot nicht gerade dasselbe, aber auch sie gab dem Heranwachsenden nicht wenig zur Bildung seines Geistes und Gemütes. Von der Möglichkeit des Sichauustobens in den nicht zu sehr belebten Gassen war schon die Rede; dazu kam nun die Gelegenheit, dem und jenem Handwerker bei seiner Beschäftigung zuzuschauen, wobei man wertvolle Aufschlüsse nicht nur über diese, sondern auch über mannigfaltige Menschenart erhielt. Unsre Familie wohnte zeitweise im altkatholischen Pfarrhaus neben dem städtischen Rathhaus, und gar manchmal stand ich bei dem gegenüberwohnenden Spenglermeister, wenn er im Freien etwas zusammenlötete, und lauschte seinen freilich oft nicht salonsfähigen Reden. Aber auch wenn wir Knaben uns in eine Werkstatt oder einen Verkaufsladen verirrten, etwa zu dem trefflichen Herrn Seiler, Bäckermeister in der Rathausgasse, brauchten wir nicht zu befürchten, daß wir rasch wieder an die Luft gesetzt würden. Ein besonderes Vergnügen war es in der hinteren Gasse dem Be-

schlagen der Pferde in oder vor der Schmiede des Herrn Buser zuzuschauen; den Geruch des verbrannten Hornes aus dem dicken gelben Rauch sog man mit gemischtem Gefühl ein. An anderer Stelle habe ich den merkwürdigen Eindruck geschildert, den es mir machte, wenn Betrunkene von einem Stadtpolizisten aufgegriffen und in ein „Stübchen“ unten im Rathause verbracht wurden.

War einer irgendwie zum Sinnieren geneigt, so unterlag er auch dem Eindruck der sogenannten toten Dinge: da waren die alten Gassen: die Halde, die Golattenmattgasse, das Adelsbändli mit den vorspringenden Giebeln. Welch eine Stimmung an einem Novemberabend, wenn die Gaslaternen mit schwachem Sprühen im Nebel standen und der Turm der Kirche sich hoch oben im Grauen verlor! Dieses ja nicht eben schöne Gotteshaus, wie sprach's doch zu den jungen Gemüthe, sei es, daß man es an einem der beschriebenen Abende im Halbdunkel vor sich sah, sei es, daß man an einem Sommernachmittag auf der Terrasse unter ihm stand und den Blick über die steilen Dächer der Halde und drüber hinaus über die Ebene, den Strom und die Hügel gleiten ließ! Die bloße Tatsache, daß diese Kirche da war, ergriff mich in einer Weise, wie die Worte des religiösen Unterrichts es nicht vermochten.

Hier sei noch daran erinnert, daß die Beleuchtungseinrichtungen jener Zeit viel urtümlicher waren als die heutigen. Das Eindämmern erlebte man, und der Augenblick, da die Lampe auf den Tisch gestellt und angezündet wurde, war ein wichtiger Moment des Tageslaufs. Ich frage mich, ob die heutige Jugend, an das rasche Andrehen der elektrischen Lampen gewöhnt, den Reiz des Schummrig-Geheimnisvollen noch kennt wie wir es erlebten. Als ich in späteren Jahren Bilder von Rembrandt zu Gesichte bekam, „heimelte“ mich das berühmte Helldunkel des Meisters sofort an.

Das erste Ereignis der zeitgenössischen Schweizergeschichte auf

das ich durch Gespräche im Familienkreis aufmerksam wurde, war die Erstellung der sogenannten „National-Bahn“; das hielt die Leute lange Zeit hindurch in Atem. Die älteste eigentlich geschichtliche Tatsache war — von denjenigen aus der Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft abgesehen — Napoleons Zug nach Rußland und der Übergang seiner Truppen über die Beresina mit den Schreckenszenen, die sich da ergaben. Wanderte doch ein hochgewachsener alter Herr durch die Gassen unsrer Stadt, von dem man wußte, daß er mit dabei gewesen war: es war ein Oberst Zimmerli. Dann war natürlich die Grenzbesetzung von 70/71 ein Ereignis, das nachklang, und zwar um so mehr als ein Farbendruck an vielen Orten zu sehen war, der die Überreste der Armee Bourbakis in der Schneelandschaft von Verrières zeigte. Ehrfürchtig zogen wir unsre Hüte und Kappen, wenn die imponierende Gestalt General Herzogs, nun meistens im Zivilkleide, da oder dort erschien. Übrigens gab es noch einen andern eindrucksvollen Zeugen jener Zeit: einen feingliedrigen Schimmel, der einen Messgerwagen zog und von dem man wußte, daß sein jetziger Besitzer ihn für wenig Geld von einem der internierten Spahi gekauft hatte. Sonst tönte nur wenig aus der Schweizergeschichte des Jahrhunderts an unser Ohr. Heinrich Zschokke war ein großer Name, einstweilen für uns nichts mehr. Daß Augustin Keller, dessen mächtiger Kopf gelegentlich auftauchte, die Klöster aufgehoben habe, das dünkte uns recht, denn der Kulturkampf mit seiner Feindseligkeit gegen alles römisch Katholische lag noch nicht weit zurück. Besuche bei meinen Verwandten väterlicherseits in der Innerschweiz haben mich dann bald zu einer weniger befangenen Beurteilung der Sachlage geführt.

Einige auffallende Gestalten, die aus dem damaligen Stadtbild nicht wegzudenken sind, müssen noch genannt werden. So der unschöne aber bedeutende Kopf des damals schon aus dem Amte geschiedenen Professors Ernst Ludwig Kochholz, eines

Vertreter der ersten romantischen Periode der Germanistik, der schon 1856 Schweizer sagen herausgegeben hatte. Dann Professor Georg Gladbach, dem man zum Unterschied von seinem Neffen Philipp Gladbach-Renold — auch dieser schon lange tot — den „alten“ Gladbach nannte. Dieser Mann, dessen Gesicht von humorvollen Falten durchzogen war und den ein dröhnendes Lachen manchmal schon hinter einer Straßenecke ankündigte, trug — man denke sich das — jahraus, jahrein einen Zylinder. Er war Junggeselle, und man sagte ihm nach, daß er von dem wahrlich nicht hohen Betrag seiner vierteljährlichen Besoldung dem Überbringer derselben einen Fünfliber in die Hand zu drücken pflegte.

Natürlich wurden, wie heutzutage, die Herren Ärzte fast noch mehr besprochen als die Lehrer. Als Dr. Heinrich Vircher, der spätere Beförderer des Baus unseres Kantonsspitals und erster chirurgischer Chefarzt, als junger Doktor, in Aarau auftauchte, wurden allerlei Geschichten über seine Verbtheit kolportiert. Auch wurden ihm die wichtigsten und kräftigsten Beiträge in den jeweiligen Narrenzeitungen zugeschrieben, ich glaube nicht mit Unrecht. Näher habe ich diesen Mann nicht gekannt, aber ich bin später doch oft genug mit ihm zusammengekommen, um eine zureichende Vorstellung von seinem Wesen zu gewinnen. Nie in meinem Leben bin ich einem Menschen begegnet, der, obwohl er nichts Altväterisches an sich hatte, einem in der Art vergegenwärtigte, wie nun so ein alter Schweizer etwa zu Waldmanns Zeit gewesen sein mag. Auf ihn traf zu, was Meinrad Lienert von jenen sagt:

A rötschi wildi Kumpany,
Voll Güür und Bliß finds druf und dri,
As wienes glades Wätter.

Dann:

Im Liebe blind, im Hasse teuf
Und langsam im Verzyhe.

Nur „verschlosse wie'n ä Opferbüch's“ konnte man Heinrich Bircher nicht nennen. Er war Wissenschaftler und wollte es sein, aber was er sagte, war fast immer irgendwie mit Affekt geladen.

Noch nach einer andern Richtung war mir Bircher aufschlußreich. Von Professor Uhlig, dem späteren Heidelberger Gymnasialdirektor beeinflusst, war er Zeit seines Lebens ein Streiter für die Geltung des Altclassischen. Wahrlich, wenn dieser Mediziner für das Griechentum eintrat, so ging's ihm um die Sache! Wenn ich mir Bircher nun vergegenwärtige, aus der Derbheit des Bauerntums ins Geistige hinein versetzt, so wird er mir zum Bilde von Scholaren einer viel früheren Epoche, die dem Einfluß des antiken Schrifttums in um so stärkerem Maße unterlagen, als sie sozusagen ohne Voraussetzungen, das heißt ohne vorhergehende starke Bildungseinflüsse an dasselbe herantraten.

Doch wir wenden uns zu anderem. Den Äußerungen von Kindern in bezug auf Menschen und Geschehnisse ist insofern Aufmerksamkeit zu schenken, als sie ohne Umschweife aussprechen, was Erwachsene, vielleicht mit Einschränkungen und Abschattungen, vor ihnen gesagt haben. Aus dem was wir unter einander über das damals die Erinnerung beherrschende geschichtliche Ereignis sagten: den deutsch-französischen Krieg von 70/71 ergab sich, daß die Stimmung in weiten Kreisen der Bevölkerung deutschfreundlich geworden war. Der Neuenburger-Handel war ziemlich vergessen. Wozu die Tatsache beitrug, daß es ja überall bei uns eingewanderte Deutsche gab, die durch Charakter und Leistungen imponieren. Man mache sich doch klar, daß, als in der Regenerationsperiode die höheren Schulen aus dem Boden schossen, die Schweiz gar nicht in der Lage war, die Lehrstellen mit eigenen Leuten zu bekleiden, also daß jahrzehntelang auch der Lehrkörper unsrer Schule fast zur Hälfte aus Eingewanderten bestand, unter denen es hervorragend tüchtige Köpfe gab.

Wären die Verhältnisse anders als sie jetzt geworden sind, so würde ein gelegentlicher Austausch von Lehrkräften zwischen der Schweiz und Deutschland für beide Länder von Vorteil sein. Denn es ist für junge Leute bildend, wenn sie gelegentlich mit Menschen zusammentreffen, die aus einer andern Gegend der geistigen Windrose herkommen. Doch zurück zum Thema: Gestalten wie Bismarck und Moltke hatten wirklich etwas Impo- nierendes, ja Bezauberndes an sich. Die bei uns damals ver- tretene Auffassung jener Ereignisse war diejenige, welche den deutschen Amtsstellen die angenehmste sein mußte: ein großes Volk, das jahrhundertlang unterschätzt und zurückgesetzt worden war, hatte sich endlich von einem andern bedroht, den ihm ge- bührenden Platz erkämpft. Wobei man denn nach einer auf die Befreiungskriege von 1813–15 zurückgehenden Überlieferung die Franzosen als leichtfertig und sittenlos ansah, die Deutschen aber für vielleicht manchmal etwas derbe aber brave und an- ständige Leute. Als ich später die beiden Länder in längeren Aufenthalten kennen lernte, kam mir zum Bewußtsein, daß auch in Hinsicht darauf die Verhältnisse bei weitem nicht so einfach liegen, wie unsere Knabenweisheit sich einbildete. Mir nun waren die Gestalten der neuesten deutschen Geschichte schon im Elternhaus nahe gebracht worden, denn meine Mutter war eine auf dem badischen Schwarzwald aufgewachsenen Württember- gerin, und mein Vater, der freilich selten von politischen Dingen redete, hatte auf dem Konservatorium in Leipzig so entscheidende Einflüsse erfahren, daß er sich in der Unterhaltung nie des Schweizerdeutschen bediente. Wir waren auf die „Gartenlaube“ abonniert, und mit Wonne durchging ich immer wieder die Bände der Kriegsjahre und prägte mir ein, was da von dem glanzvollen Verlauf jenes Feldzuges zu lesen war. Ich erinnere mich des besondern Eindrucks, den die Porträts einiger deutscher Heerführer auf mich machten. Das Brutale etwa in den Zügen des Generals v. Werder war nicht zu verkennen, aber Feld-

marshall v. Moltke hatte etwas Imponierendes und Gewinnendes zugleich. Und an denjenigen des preussischen Kriegsministers v. Roon, die mich immer wieder fesselten, ging mir eine erste Ahnung auf von dem, was ein wirklicher Mann sei.

Der Schreiber dieser Zeilen merkt, daß ihm das Wörtchen „ich“ öfter und öfter in die Feder fließt, und das ist ihm eigentlich nicht recht, weil er nicht eine Autobiographie zu schreiben, sondern vielmehr zu zeigen wünscht, wie es vor mehr als fünfzig Jahren in seiner Vaterstadt war. Dazu gehört nun aber auch die Spiegelung der weiten Welt in den Seelen der Menschen an diesem bestimmten Ort und zu jener Zeit. Das aber führt sofort ins Individuelle des Schreibenden hinein, denn es gibt für uns Menschen keine Welt an sich, sondern nur deren Bild in so und so gearteten Seelen. Wiederum aber sind diese von einander nicht so verschieden, daß nicht, gleiche Umstände gegeben, manche ähnliches erlebten. Also, daß das, was scheinbar nur Erinnerungsbesitz eines Einzelnen ist, doch in eine Art von „Zeitbild“ gehörte, welcher Ausdruck nun freilich mehr besagt, als meine bescheidene Erzählung hier zu geben unternimmt.

Ich wende mich nochmals dem Thema Deutschland-Schweiz zu, das ohne Zweifel viele aus meiner Generation Zeit ihres Lebens beschäftigt hat.

Man wird nach dem, was ich erzählt habe, verstehen, daß ich nicht nur, wie Gottfried Keller in einem bekannten Gedichte sagt: „zugleich Schweizer und Deutscher“ sein zu können vermeinte, sondern daß sich die Waage zeitweise nach der Seite des Oberrheinischen neigte. Ich kann nicht sagen, daß mein Gefühl für das Heimische durch die Art, wie in meiner Kantonschüler-Zeit um die Revision der aargauischen Verfassung gekämpft wurde, verstärkt worden wäre. Abgesehen von der Begeisterung für weltgeschichtliche Persönlichkeiten, gab es noch anderes, was für's Reichsdeutsche einnahm: Der Blick hinüber

erlöste von einer gewissen Enge unsrer Verhältnisse. Die großen Dichter, die wir lasen, waren Deutsche — man bedenke, daß die Sterne Gottfried Kellers und E. F. Meyers damals für das weitere Publikum erst im Aufgehen waren. Die großen Musiker, deren Tönen wir lauschten, die ausübenden Künstler, die uns entzückten, waren in überwiegender Zahl nicht schweizerischer Herkunft. Und die Menschen von drüben, die wir zu sehen bekamen, — nicht eben alle, aber doch viele darunter — besaßen etwas, was den Naturen meines Schlages behagt: sie hatten „Form“, eine anmutige Weise sich zu geben, die übrigens auch in gewissen alteingesessenen Familien bei uns Überlieferung war, der sich jedoch Andere als etwas „Außerlichem“ nicht fügen zu müssen glaubten. Übrigens sind über-rheinische Formen dann auch bei uns eingedrungen zum Beispiel in der zu gewissen Verbindungen zusammengeschlossenen Studentenschaft. Und zwar übernahm man lächerlicherweise nicht etwa die freie und leichte Verkehrsart des gebildeten Süddeutschen, sondern den steifen gesellschaftlichen Drill des durchschnittlichen preussischen Offiziers. In den neunziger Jahren war bezeichnenderweise „schneidig“ ein Modewort. Bis in Einzelheiten der Bekleidung drückte sich die Bewunderung aus, die man dem preussisch Offiziersmäßigen in gewissen Kreisen entgegenbrachte: die Hemdkragen oder „faur cols“ wie man damals noch sagte, hoch und geschlossen, ohne Umschläge. Die Mützen, die wir in der „Argovia“ hier trugen, im Widerspruch zu unserer Jugendlichkeit, ganz streif, so daß sie Offiziers-Mützen glichen. Nebenbei bemerkt hing das Formelle des über-rheinischen Menschen mit dem Bestehen der Höfe zusammen.

Doch ich wende mich nochmals meiner eigentlichen Knabenzeit zu. Da ist denn zu sagen, daß es damals die ausgezeichnete Jugendliteratur schweizerischen Ursprunges, die wir jetzt haben, noch nicht gab — nur Johanna Spyri hatte schon einige ihrer trefflichen Erzählungen veröffentlicht. Der Heranwachsende sah

sich also auf Bücher übrerrheinischer Herkunft angewiesen. Viele darunter waren ausgezeichnet wie etwa Robert, der Schiffsjunge, von Wörishöffer, und außerdem boten die deutschen Verlage viel Englisches: Cooper, Kapitän Marryat, auch Französisches wie den Waldläufer von Gabriel Ferry in deutscher Bearbeitung. Daneben kam freilich auch anderes über den Rhein: deutsch-patriotische Bücher, in denen manchmal geschichtliche Tatsachen entstellt wurden. Ich erinnere mich an eines aus dem in dieser Richtung sehr betriebsamen Leipziger Verlage von Spamer, in denen das wahrhaft barbarische Preußentum Friedrich Wilhelms I. mit seinen langen Kerls in schönfärberischer Art dargestellt wurde. Wir lasen Derartiges mit Gläubigkeit und waren erstaunt, als einer unsrer Lehrer, Professor Bähler, einmal davor warnte. Zur Zeit, da ich die Kantonschule besuchte, spielte sich ein verdeckter Kampf ab zwischen den Professoren Adolf Frey und Jost Winteler in Bezug auf unser Verhältnis zum Reich. Adolf Frey hatte aus Berlin, wo er einige Jahre gelebt, eine hohe Achtung vor dem Preußentum mitgebracht und äußerte das gelegentlich in einer Art, die an dem Verfasser schöner vaterländischer Gedichte befremden mochte. Die Sache lag bei ihm meines Erachtens so, daß er, von der Realpolitik Bismarcks beeindruckt, uns zum Bewußtsein zu bringen wünschte, daß man sich keinen Illusionen hingeben solle in bezug auf das, was in der Weltgeschichte entscheide. Das war nach seiner Meinung die reale Macht. Nein, Frey war wirklich kein Dichter, der sich zur Unzeit in schönen Träumen gewiegt hätte! Winteler nun, dem Ideologischen mehr zugänglich, empfand ohne Zweifel die vielgerühmte Realpolitik als einen Verrat an Treu und Glauben. Dazu kam, daß er, Zeuge des Ausbruchs des siebenziger Krieges in Deutschland gewesen, zu der Überzeugung gelangt war, viele Deutsche hätten eine gewisse Fähigkeit, sich in bezug auf die Motive ihres Tuns etwas vorzumachen, sehr reale Bestrebungen mit idealistischen Floskeln zu verbrämen. Daß es das innerhalb des Deutschtums

wirklich gibt, hat Nietzsche, den Winteler haßte, mit einem Wortspiel, das ich nicht hierher setzen möchte, bestätigt. Winteler nun also machte immer wieder auf den Unterschied zwischen reichsdeutschen Lebensanschauungen und Lebensformen und den schweizerischen aufmerksam. Da nun aber das Reich unter den Kaisern doch im großen und ganzen liberal regiert war — es gab doch den Reichstag und die Landtage — und da die Freiheit der Presse in der großzügigsten Weise geschützt war — was hat nicht alles im Simplizissimus gestanden! — so glaubte niemand dem Warner, was zur Folge hatte, daß dieser seine Thesen bis zur Ermüdung der Hörer immer wieder vorlegte. Aber so und so vieles was sich zugetragen hat, seit Winteler die Augen schloß, gibt ihm ohne Zweifel recht. Das Thema verlassend, möcht ich sagen, daß es zwischen den demokratischen und liberalen Überzeugungen des Schweizers, und dem was der National-Sozialismus in gewissen Beziehungen für erlaubt und richtig hält, eine Verständigung nicht geben kann; daß es aber zu bedauern ist, wenn viele Schweizer sich unter „Deutschtum“ nichts anderes mehr denken können als das draußen derzeit herrschende politische System. Wenn nur gar der einzelne Deutsche, der mit uns in Berührung kommt, schlecht behandelt wird, so ist das unser einfach unwürdig. — Wenn neuerdings von schweizerischen Überpatrioten in Abrede gestellt wird, daß es einen umfassenden deutschen Kulturkreis gebe, zu dem wir Deutschschweizer gehören, so muß dagegen Einsprache erhoben werden. Stehen uns Goethe und Schiller und Wilhelm Raabe und Storm wirklich nicht näher als Victor Hugo oder Gabriele d'Annunzio? Der Schreiber dieser Zeilen stellt die Frage, obwohl ihm selber romanische Kultur vertraut und lieb geworden ist.

Ich sehe, daß noch etwas nachzutragen ist, was sich mit dem eben Behandelten irgendwie berührt. An der Aarauer Kantonschule lehrte in den achtziger und neunziger Jahren ein aus Czenstochau in Polen gebürtiger Israelit Isidor Guttentag, der

seine altphilologischen Studien in Berlin unter dem berühmten Böckh gemacht hatte. Dieser, ein gütiger Mann, von auffallend kleinem Wuchs, verkehrte viel in meinem Elternhause und zwar so, daß ich ihn Jahre hindurch täglich sah. Unsere schweizerischen Verhältnisse dürfte Guttentag nie eigentlich verstanden haben; mit umso größerem Eifer verfolgte er die deutsche Politik, namentlich die innere. Er gehörte wie wohl die meisten Israeliten im damaligen Deutschland zu den Deutsch-Freisinnigen, die sich zu Eugen Richter als ihrem Führer bekannten. Diese Partei bekämpfte Bismarcks innere Politik, und sie besaß in dem Wigblatte „der Kladderadatsch“ eine nicht zu unterschätzende Hülfe. Auf dieses nun, das die Gegner übrigens anständig behandelte, war Guttentag abonniert und brachte es uns jede Woche ins Haus. So habe ich denn als Fünfzehn- bis Neunzehnjähriger den Kladderadatsch immer wieder angesehen und mich an den Karikaturen von Bismarck erfreut, wobei mir denn oft mein jüngerer Bruder Robert über die Schulter blickte. — All das bedeutete natürlich eine willkommene Erweiterung des Gesichtskreises.

Guttentag war ein Mann von Geist und feiner Bildung; ein Aufenthalt in Frankreich hatte ihn auch mit französischer Kultur vertraut gemacht. Seine Belehrungen konnten wohl nur von wenigen Schülern in ihrem wahren Werte erfaßt werden. Seine Intelligenz war von der Art, wie sie vielen seiner Stammesgenossen eigen ist: der analysierende Scharfsinn überwog wohl die produktive Fähigkeit. Guttentag war, abgesehen von dem vor wenigen Jahren verstorbenen Pfarrer von Ah, dem jüngeren in Obwalden, der glänzendste Gelegenheitsredner, den ich je gehört habe. An der Kantonschule gab es damals noch die Einrichtung der sogenannten Maturitäts-Wire, das heißt, daß die jeweiligen Abiturienten die Professorenschaft und die übrigen Schüler zu einem Trunk ins Gasthaus zum Kreuz luden, wo ein großer Saal zur Verfügung stand. Diesem Brauch ist inso-

fern nicht nachzuweinen, als er die Maturanden zu viel Geld kostete, namentlich wenn die betreffende Klasse klein war, und als außerdem dabei wirklich zuviel getrunken wurde. Gewöhnlich redete bei dieser Gelegenheit der eine und andre der Herrn Professoren. Guttentag ergriff jedesmal das Wort und übertraf alle übrigen. Er hatte die Fähigkeit, das was im Laufe des Abends vorgegangen war, namentlich was andere gesagt hatten, *ex tempore* in der wirksamsten Art zu verarbeiten, so daß denn seine Worte von unaufhörlichem Lachen begleitet waren.

Es ist auffällig, einen wie großen Zeitraum ein Mensch, der zu höheren Jahren kommt, zu überschauen vermag. Denn dazu gehört nicht nur, was er mit Bewußtsein selber erlebt hat, sondern auch, was ihm die Angehörigen der älteren Generation in lebendiger Rede überliefert haben. Meine Mutter, Ende der dreißiger Jahre geboren, erinnerte sich noch dunkel an die badische Revolution von 1848/49, hatte jedenfalls so viel von jenen Ereignissen reden hören, daß ihr Männer wie Hecker, Struve, Herwegh vor Augen standen. Sie besaß ein Exemplar des schönen Bilderbogens: „Auch ein Totentanz“, von Alfred Rethel, der sich auf jenes Ereignis bezieht. Diese künstlerisch hervorragenden Bilder sind später von dem trefflichen Avenarius wieder herausgegeben worden — was verdanken wir nicht alles dem Kunstwart! — und ich habe sie jeder meiner Klassen vorgelesen. Auch von der polnischen Revolution des Jahres 1863 redet meine Mutter oft, und die Namen der Anführer Langiewicz und Mieroslawski sowie derjenige des Grafen Murawieff, des „Henkers Polens“, sind früh in meinem Ohr erklungen.

Wenn ich mich jetzt der Begeisterung erinnere, mit der meine Mutter von klassischer und romantischer Dichtung redete, die sie wohl kannte — vor allem Schiller — so kommt mir's zum Bewußtsein, daß die Errungenschaften jener Epoche offenbar erst in ihren Jugendjahren für die weiteren Kreise des Bürgertums so recht fruchtbar geworden waren. Durch meine Mutter habe ich

Lessing und Goethe und Schiller als etwas erlebt, das unmittelbar gegenwärtig war. Die Menschen jener Zeit — oder doch manche darunter — lebten und webten in diesen Dingen in einer Weise, die uns schwer vorstellbar geworden ist. Als ein junger Herr — in Deutschland — einer von ihm Verehrten seine Liebe bekannt hatte, wurde er in einem Brieflein mit den Anfangsworten von Schillers „Ritter Toggenburg“ zurückgewiesen:

Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet Euch dies Herz:
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß einem unglücklichen Liebhaber heutzutage ein so elegant geflochtenes Körbchen in die Hand gedrückt würde. Das war auch die Zeit der Albums: in meinem Besitz ist eines, das mein Vater etwa 1860 von Leipzig mitgebracht hat: all seine Lehrer von der dortigen Hochschule für Musik und viele seiner Kameraden und Kameradinnen haben sich eingetragen, meistens mit einem musikalischen Zitat als Beginn.

Daß meine Mutter mit überrheinischem Schrifttum vertraut war, ist schließlich nicht verwunderlich. Auffälliger, daß sie schon aus Deutschland, woher sie Anfang der sechziger Jahre zu einem in Chur niedergelassenen Bruder kam, einige Kenntnis Jeremias Gotthelfs mitbrachte. Ich erinnere mich mit Rührung daran, wie sie sich noch in späten Jahren an Annebäbi Jowäger ergözte. Der Berner würde sich vermutlich sehr verwundert haben, hätte er erfahren, daß er die Verehrung im Herzen einer Frau teilen mußte — mit Heinrich Heine. Aus den Äußerungen meiner Mutter möchte ich schließen, daß Schrifttum und Persönlichkeit Heines für die erwähnte Schicht des Bürgertums sozusagen die Befreiung der Individualität bedeutete, deren sich vorher schon die künstlerisch gerichteten Kreise erfreut hatten. Ich gestehe, daß ich die Vorliebe für Heinrich Heine geerbt und durch

alle Bedenken hindurch bewahrt habe, welche er einem aufsteigen läßt. Ich weiß wohl von Heines — wie soll man sagen? — „abgründiger Bosheit“ — doch das wäre falsch, denn, im Bild gesprochen: seine befiederten Giftpfeile sind denn doch nicht mit dem sorgfältig gemischten und bereit gestellten Gebräu eines Giftmischers zu vergleichen. Ich weiß: der „unglückselige Atlas“ Heinrich Heine, der den Globus seiner Liebesschmerzen auf den Schultern trägt, ist lächerlich geworden — vor nichts hätte der große Spötter selber sich so gescheut. Dennoch bleiben einige Gedichte Heines Kronjuwelen der deutschen Lyrik. Nicht zu reden von seinen satirischen Dichtungen und seiner Prosa, welche beide mit den Schriften Voltaires zusammen wahrscheinlich das Espritvollste sind, das je in der Welt geschrieben worden ist. Aber freilich: der Esprit — das zählt nach der Meinung gewisser Oberschulmeister nicht, ist sogar im Gegenteil höchst verdächtig. Mich aber dünkt es ein großes Verdienst Heines, daß er der winkelhafsten Verkauzung entgegen gearbeitet hat, welche der deutschen Literatur immer wieder droht. Bis in den herrlichen Mörke hinein wird das bisweilen spürbar. — Mein, welche Idee, Heinrich Heine und Felix Mendelssohn aus der deutschen Kunst ausmerzen zu wollen! Übrigens ist — nebenbei gesagt — eine gewisse Art geistiger Landesverteidigung wie sie von Menschen bei uns gewünscht wird, dasselbe Lied aus einer andern Tonart. Als ob die Verhältnisse nicht schon in genügender Weise dafür sorgten, daß Tausende und Tausende junger Schweizer in den Winkel gedrängt werden. Und als gäbe es nicht ohnehin bei uns schon genug Leute — auf den Männer- und noch mehr auf den Weiberbänken — die Zeit ihres Lebens nicht aus einer gewissen schweizerischen Titti-Tätti-Atmosphäre herauskommen!

Man möchte erwarten, daß jemand, der so lange im aargauischen Schuldienst gestanden hat wie der Schreiber dieser Zeilen, hier nun ausführlicher von den Schulen reden werde, wie er sie in seiner Knaben- und Jünglingszeit erlebt hat. Er will darauf

verzichten, um sich nicht zu wiederholen. Im Aarauer Neuja-
 blatt von 1910, das lange vereinzelt bleiben sollte, hat er die
 Erinnerungen an einzelne Lehrer aus der damaligen Gemeinde-
 und Bezirksschule aufgefrischt — Rudolf Hunziker, Heinrich
 Herzog, Christoffel und Key, senior. Und im Jahresbericht der
 Kantonschule für 1930/31 habe ich im Verein mit Herrn
 Dr. Fuchs Schmid und Frau Hämmerli-Marti, der Dichterin, von
 Jost Winteler geredet und dabei auch andre Lehrerpersönlichkeiten
 seiner Zeit und den Geist der damaligen Schule zu charakterisie-
 ren versucht. Anderes findet sich in den Jahresberichten zerstreut.
 Jene Aufsätze über Winteler sind damals vom Verlage Sauer-
 länder zu einer schön ausgestatteten Broschüre zusammengefaßt
 worden, von der noch Exemplare übrig sein dürften. Das wird
 hier erwähnt, um solchen, welche an dieser Sache Anteil nehmen
 sollten, zu sagen, wo Angaben zu finden sind. Dann soll hier
 auf die humorvollen „Erinnerungen eines alten Kantonschülers“
 aufmerksam gemacht werden, welche Fritz Wernli, einst Bezirks-
 lehrer in Laufenburg und in Lenzburg, im Sommer und Herbst
 des Jahres 1896 im Aargauer Tagblatt hat erscheinen lassen.
 Sie beziehen sich auf die ersten Siebziger Jahre, also eine Zeit,
 die dem Schreiber dieser Zeilen nur schattenhaft vor Augen steht.
 Es ist anzunehmen, daß die Kantonsbibliothek diese Aufsätze be-
 sitze, obwohl sie vielleicht nicht zu einer Broschüre zusammen-
 gefaßt worden sind.

Auch von dem so reichen Aarauer Musikleben früherer Zeit
 wird hier nicht gesprochen, weil es mehrmals dargestellt worden
 ist, zuletzt neben anderem, in der von Herrn Dir. F. D. Leu
 in Baden besorgten „Geschichte des aargauischen Kantonal-Gesang-
 vereins“. Mit Nachdruck sei hier auf das Verdienst hingewiesen,
 welches Herr Robert Kieser sich dadurch erworben hat, daß er
 in einer Chronik des hiesigen Musiklebens viele Jahrzehnte hin-
 durch sämtliche Konzert-Anzeigen und Besprechungen zusammen-
 stellte. Das füllt eine Reihe großer Bände.

Die Kantonschulklasse, welcher ich angehörte, galt als gut begabt; in der Tat haben alle ihren Weg gemacht; und Frik Fleiner, Max Bircher(=Benner) und A. Theiler, der spätere Landestierarzt von Süd-Afrika, sind sogar in sehr weitem Kreise bekannt geworden. Wenn ich jetzt an jene Jahre denke, so stelle ich mit Freude fest, daß die Begeisterungsfähigkeit, die manchen Angehörigen der älteren Generation nachzurühmen war, auch uns Jüngeren nicht abging. In dem Kreise, der sich um den um ein Jahr älteren, leider früh verstorbenen Hermann Blattner aus Brugg sammelte, wurde am Dichterischen in lebhaftester Art Anteil genommen. Adolf Frey, unser Deutschlehrer, warb für E. F. Meyer und ließ bald, nachdem dessen Gedichte erschienen waren, an einem Schülerabend Balladen dieses Meisters vortragen. Wir folgten ihm gern auf diesem Wege. Freilich: ein anderer war für uns so recht eigentlich „der Dichter“. Das war Heinrich Leuthold, dessen Verse Jakob Vächtold 1884 herausgab mit einem Vorwort, über das wir uns sehr ärgerten, weil der Herr Professor an der Persönlichkeit und dem Werk des von ihm betreuten Unglücklichen allerlei aussetzte. Die Jugend liebt solches Abwägen nicht: sie sagt ja oder nein und will ja oder nein. Noch höre ich den späteren Herrn Regierungsrat Schibler, der, obwohl einige Jahre älter, sich gelegentlich zu uns gesellte, die weltchmerzlichen Strophen von Leutholds „Entsagung“ deklamieren:

Fast ward mit jedem Tag, den ich erlebte,
Ein Wunsch, ein Hoffen, von mir abgetrennt;
Die Seele, die melodisch einst erbebte,
Ward ein verstimmt, entsaitet Instrument.

Und nach jeder Strophe der klingende Kehrreim:

Entsagend Herz, sei du dir selbst genug!

Gerade das Weltchmerzliche in Leutholds Versen zog uns an, gemäß der Tatsache, daß junge Menschen, wenn sie zum ersten

Mal Einsicht in das Wesen der Welt gewinnen, sich oft der Schwermut überlassen. — Man kann nun denken, welchen Eindruck es auf uns machte, als unter uns selber ein leibhafter Poet auftauchte: Frank Wedekind, der am ersten Schülerabend, den die Anstalt feierte, einen Prolog vortrug, den wir mit ungeheurer Jubel begrüßten.

Den Beschluß diese Erinnerungen mag ein an sich sehr unbedeutendes Erlebnis machen, das ich hatte, als ich im Herbst 1989, nach dem Tode meines Vaters, mich zum Studium nach Berlin begab. Jakob Wächtold, bei dem ich zwei Semester lang gehört hatte, war so gütig gewesen, mir einige Zeilen der Empfehlung an den bekannten Literaturhistoriker Erich Schmidt mitzugeben. Als ich sie überbrachte, sagte der berühmte Mann: „Sie sind also Zürcher“. Ich verneinte und sagte, was war. Da machte jener eine Handbewegung, welche bedeutete: „Er versteht mich nicht“ — und fügte bei: „Ich meine, Ihre geistige Vaterstadt ist Zürich“. Ich begriff nicht, warum ich mit aller Gewalt ein Zürcher sein sollte, aber dem schüchternen Studenten fiel nicht ein, was zu sagen gewesen wäre: daß schließlich die Winde des Geistes auch bis in die Mauern einer schweizerischen Kleinstadt wehen. Es ist klar: käme es einmal so weit, daß unsere kleinen Städte in geistiger Hinsicht von den großen aufgesogen würden, auf eigenes Streben verzichteten, dann könnten wir unser Schweizertum begraben. Wichtig ist, daß wir nicht überschätzen, was in engeren Verhältnissen getan werden kann, daß wir aber in Selbständigkeit unsres Weges gehen und das beste tun, was wir zu tun vermögen.

Hans Kaeslin.